

Fulbert Steffensky (*1933) über Spiritualität, Gnade und Freiheit, Schönheit und die Weitergabe des Glaubens. Ein Gespräch mit Angela Berlis.

«Man kann auf Dauer nur an etwas glauben, das man schön gefunden hat.»



Angela Berlis: Herr Steffensky, seit vielen Jahren beschäftigen Sie sich mit Spiritualität. Wie deuten Sie es, dass Menschen, die sich selbst nicht als gläubig bezeichnen, gelegentlich in eine Kirche hineinfinden und sich angesprochen fühlen?

Fulbert Steffensky: Menschen werden von Räumen berührt. Das merkt man auch daran, dass sie sich normalerweise in Kirchen anders verhalten. Sie sprechen etwas leiser oder vielleicht sprechen sie gar nicht. Räume machen etwas mit einem.

Zur Anziehungskraft und Schönheit des Glaubens kommen wir später zurück. Wie kommt es, dass Sie sich so viel mit Spiritualität und Glauben auseinandersetzen?

Spiritualität war eigentlich immer in meinem Leben. Von meinem katholischen Gang her, von der Klosterzeit her.

Bei meinem Übertritt zum Protestantismus habe ich das vermisst. Die Theologie und die Predigten waren klug, aber es gab fast keine Handlungsanweisungen für das religiöse Leben. Man sah das Heil im Wort. Zugleich war es eine Verachtung der Form. Ich habe Formen, Riten und die Gestaltung der Frömmigkeit vermisst.

Sie haben darüber in evangelischen Blättern geschrieben.

Das stiess immer auf offene Ohren. Es war nicht das Problem, dass man es nicht einsah, sondern dass man nicht wagte, es umzusetzen. Hinzu kam noch etwas anderes: Je älter ich wurde, desto unselbstverständlicher wurde mir der Glaube. Man sagt ja immer: Die Alten verlieren die Zähne und den Zweifel. Es gibt Menschen, die im hohen Alter einfach und ohne

Risse zustimmen. Das finde ich sehr schön. Aber jeder geht seinen eigenen Glaubensweg und Zweifelsweg – auch ich als Theologe.

Was glauben Sie, was nicht?

Ich will es mal so sagen: Was ist mir in diesem Glauben wichtig und unaufgebbar? Das eine ist Gerechtigkeit, das andere Gnade. Gnade ist mir immer wichtiger geworden: Zu wissen, dass ich nicht mein Selbsterbauer bin. Wie heisst es im Psalm? «Du hast mich geschaffen, nicht ich mich selbst. Du hast mich erlöst, nicht ich mich selbst.»

Was bedeutet das konkret?

Ich lebe auf Kosten von anderen: Ich habe den Wein nicht gekeltert, den ich trinke, ich habe das Brot nicht gebacken, das ich esse. Das Eigentliche

des Lebens ist das, was man nicht verdienen kann: die Freundschaft, die Vergebung, die Liebe.

Gnade scheint mir das befreiendste und das politischste Wort in unserer Tradition zu sein. Ich muss mich nicht selbst bezeugen. Nur Eines ist wichtig: Ich bin angesehen in den Augen der Güte – und nicht, weil ich zum Beispiel die «richtige» Sexualität habe oder zur «richtigen» Nation gehöre.

Menschen können Gnade aber auch aufpassen als gnadenlos ausgeliefert sein.

Ich würde es anders sagen: Ich bin bedürftig – und auch Gott ist bedürftig. Gott braucht uns. Also nicht: Ich bin ausgeliefert. Es sei denn, ich bin der Liebe ausgeliefert. Ich bin auch meiner Frau ausgeliefert, denn ich brauche sie. Ich bin meinen Freunden ausgeliefert, weil ich ihre Freundschaft brauche. Ich bin dem ausgeliefert, der mir vergibt – weil ich die Vergebung brauche. Aber das ist doch nicht meine Schande. Bedürftigkeit ist ein Wesensmerkmal des Geistes. Karl Barth hat mal gesagt, nur der Satan brauche niemanden und nichts und sei unbedürftig. Es ist eine Signatur des Geistes, der geistlichen Existenz, bedürftig zu sein. Das gilt nicht nur religiös. Das gilt auch sonst. Gnade macht Menschen nicht klein, sondern frei.

Seit wann erfahren Sie sich als bedürftig im beschriebenen Sinne?

Je mehr Niederlagen man im Leben erfährt, umso mehr wächst das Gefühl: Ich berge mich nicht in der eigenen Hand. Ich bin nicht mein eigener Schöpfer.

Es gibt Leute, die Bücher schreiben über «die Kunst des Versagens» oder des Scheiterns. Passt das hier?

In einer gewissen Weise schon. Wir leben in einer Welt der Sieger, in der Versagen bestraft wird. Dem ist entgegenzuhalten: Ich darf versagen, meine Ganzheit liegt nicht in mir. Ich kann Fragment sein. Der Zwang ganz zu sein, ist heute allgegenwärtig. Ein Beispiel sind die Schönheitszwänge in unserer Gesellschaft. Für Schönheitsoperationen (es gibt natürlich Operationen, die notwendig sind – nach einem Unfall oder so) werden enorme Geldsummen ausgegeben, weil Men-

schen es nicht ertragen, nicht perfekt zu sein. Ich muss das nicht. Ich glaube, dass das im Alter wächst. Weil man auch stärker erfährt, dass man nicht ganz sein kann.

Jetzt haben Sie gesagt, was Ihnen wichtig ist an der Gnade. Wie steht es mit Gerechtigkeit?

Dass Gnade zur Liebe führt, ist eigentlich selbstverständlich. Das sagen die Kirchen auch immer. Aber dass Liebe zu Gerechtigkeit wird, ist nicht selbstverständlich. In der Bibel sind Gerechtigkeit und Frömmigkeit nicht zu trennen. Wer in Gott versinken will, wacht bei den Armen auf.

Sie haben ein Buch über das Glaubensbekenntnis geschrieben. Passt Ihr Glaube in diesen Rahmen?

Das Glaubensbekenntnis ist mir wichtig, ich bin froh, dass es im Gottesdienst gebetet wird. Da bin ich im Glaubensgasthaus meiner Väter und Mütter – als Freigeist. Ich muss es aber interpretieren. Indem ich das tue, kann ich Vielem etwas abgewinnen. Ich kann dem Rosenkranz, auch religiösen Bräuchen etwas abgewinnen. Naja, dem Ablass kann ich nichts abgewinnen.

In einer Zeit, in der die Welt nach Hoffnung und Geist hungert, interessiert mich weniger, was abzuschaffen sei. Abschaffen ist kein Brot; es ist notwendig, so wie man Steine wegräumen muss. Stattdessen frage ich: Was ist Brot, von dem wir leben können? Wie kann ich die Überlieferung interpretieren? Welchen Honig kann ich herausaugen?

Brot und Honig im Glaubensgasthaus meiner Väter und Mütter finden...

Grundlegend ist, ob man gelernt hat ein Freigeist zu sein – also nicht Sklave der Tradition zu sein. Wenn ich in

«Ich darf versagen,
meine Ganzheit liegt
nicht in mir.»

einer Tradition lebe, habe ich den Geist meiner Väter und ich habe ihren Ungeist. Wie meine Kinder auch meinen Geist erben und meinen Ungeist.

Randbemerkung



Alois Schmelzer

Nächstenliebe

Sie ist eine Christin zweifellos, aber nicht eine die jeden Sonntag in die Kirche geht, das tut sie wohl selten oder gar nicht. Sie ist eine attraktive Frau, Managertyp, immer auf Achse.

Was sie als Christin auszeichnet ist ihr Verständnis für das Gebot der Nächstenliebe, ohne daraus ein Aufheben zu machen. In der Kleinstadt, in der sie lebt, hat sie eine Ludothek und einen Mittagstisch gegründet.

Als immer mehr Flüchtlinge und Asylbewerber kamen, kämpfte sie für einen Treffpunkt. Sie organisierte Kleidersammlungen – denn die meisten die kamen, hatten keine wintertaugliche Kleidung. Trotz übelster Beschimpfungen wie «Asylantenschlampe» und anderes gab sie nie auf, sondern gewann mit ihrem Engagement Mitstreiterinnen und Mitstreiter, welche Deutschkurse anboten und den Besuch von kulturellen Veranstaltungen ermöglichten.

Als sich die Asylnachfrage entschärfte, wurden viele «umplatziert», sie verloren also erneut das Wenige an Geborgenheit. Einige konnten im Ort oder in der Nähe bleiben, und für diese legte sie sich wiederum ins Zeug. Sie erwirkte beim Kanton eine Beschäftigungsbewilligung, was mit etlichen Auflagen, wie zum Beispiel maximale Entlohnung (nicht minimale!) verbunden ist. So fanden wenigstens drei junge Leute eine Tätigkeit, die ihnen das gibt, was jedem zusteht: Menschenwürde.

Integration ist möglich, wenn der Wille dazu da ist, wie bei dieser Frau.

Was ist denn ein Freigeist?

Meine Mutter war eine einfache und sehr fromme Frau. Ich erinnere mich an die Verkündigung des Dogmas der leiblichen Himmelfahrt Mariens. Sie kam damals aus der Kirche und wir fragten sie, was der Pfarrer darüber gepredigt habe. Sie antwortete etwas unwirsch: «Ach, dass die Mutter Gottes mit Schuhen und Strümpfen in den Himmel gekommen ist.» Das war ein Freigeist, ohne dass sie besonders intellektuell darüber nachgedacht hatte. Sie erklärte: Das ist nicht lebenswichtig für mich. Freigeistigkeit hat auch etwas mit Angstlosigkeit zu tun.

Ich habe Menschen sagen hören: «Ich kann das Glaubensbekenntnis nicht beten, weil es nicht zu hundert Prozent das wiedergibt, was ich selbst glaube.»

Bonhoeffer hat es im Gefängnis gebetet, meine Mutter hat es gesprochen. Das genügt mir. Unsere religiösen Gesten, unsere religiöse Sprache – das sind immer Schuhe, die für eine ganze Familie gemacht sind und keinem richtig passen.

Ich habe nichts gegen Versuche, den Glauben neu zu formulieren. Das ist vielleicht die zweite Aufgabe. Glaube ist ja nicht eine Maske, die uns hinterlassen ist, sondern ein Gesicht, an dem man arbeiten muss. Traditionen sind nur echt, wenn sie weitergedacht werden können.

Wir haben bei vielen Fragen heute den Eindruck, dass sie neu sind und nicht vorher gestellt wurden.

«Die Kirche darf keine Dunkelkammer sein.»

Wir leben in einer besonderen Zeit, es gab noch nie eine Zeit, wo die Gesamthorizonte so in Frage gestellt waren. Man steht eigentlich dauernd

in Revision. Man kommt nicht ums «Über-Setzen» herum. Die ganze Tradition bisher, die biblische Tradition und so

weiter, ist auf einem anderen Ufer als wir es heute sind mit der Subjektivität des Menschen, mit der Freiheit zu urteilen und historisch denken zu können.

Was hat das für Folgen?

Wir können heute alles historisch auseinandernehmen und uns dabei ständig über die eigene Schulter schauen. So wissen wir etwa, dass die Bibel nicht wörtlich zu nehmen ist. Es besteht heute die Gefahr, dass wir die Einfachheit des Glaubens – das meint nicht die Zweifelsfreiheit! – verlieren, die irgendwann das Fragen aufgibt. Es ist ähnlich wie in der Liebe: Irgendwann kann ich nicht mehr hinterfragen, ob der Kuss echt ist. Ich kann es aber annehmen. So nehme ich an, dass der Glaube meiner Väter und Mütter Umspielungen der Wahrheit sind. Und ich füge mich, sofern es Menschen nicht schadet.

Wie vermittele ich das an die nächste Generation? Glaube ist etwas, das für Sie noch durch Ihre Mutter verkörpert werden kann.

Also, einmal wäre für mich da die Furchtlosigkeit vor der Aufklärung. Die Kirche darf keine Dunkelkammer sein. Aber das ist nur das Eine.

Und vielleicht nicht mal das Wichtigste. Das Wichtigste wäre: Wie lässt sich die Tradition als eine Tradition der Schönheit vermitteln?

Wie meinen Sie das?

Man kann auf Dauer nur an etwas glauben, das man schön gefunden hat. Das man würdig gefunden hat. Zu lange hiess es: «Das musst du glauben» und «Friss oder stirb». Vermittle ich Glauben als Zwang oder kann ich ihn als Schönheit vermitteln? Kann ich das Tischgebet als eine Schönheit vermitteln? Was heisst danken für etwas, das nicht selbstverständlich ist? Kann ich den Rhythmus, mit dem eine Mutter abends dem Kind ein Kreuz auf die Stirn macht, als Schönheit empfinden? Kann ich die Beichte als eine Schönheit empfinden? Kann ich Schuld als einen Würdebegriff interpretieren? Nicht als einen Begriff, der einen klein macht, sondern der mich erfahren lässt, dass ich Subjekt bin. Und das lasse ich mir nicht nehmen.

Die Schönheit der Tradition vermitteln?

Ja, und zwar in den kleinen, alltäglichen Dingen des Glaubens. Ein Beispiel: Ich kenne viele junge Frauen, die nichts mehr damit anfangen können. Ich sage ihnen: «Du brauchst ja nicht zu glauben, wenn du nicht willst. Aber du könntest deinem Kind ja abends gelegentlich ein Kreuz auf die Stirn machen.» Das nehmen sehr viele an. Das meine ich, wenn ich sage, ich muss nicht einmal in meinem Glauben ganz sein.

Vielen Dank für das Gespräch.

Prof. Dr. Angela Berlis

Fachstelle Bildung evaluiert ihr Angebot in Erwachsenenbildung und Religionsunterricht

Um die zukünftige Arbeit der Fachstelle Bildung zu verbessern und geeignete Prioritäten festzulegen, führt die Kommission für Erwachsenenbildung und Religionsunterricht (KERU) eine Evaluation der Fachstelle Bildung durch. Dazu gibt es einen Fragebogen zur Katechetik und einen zur Erwachsenenbildung. Neben Geistlichen, Katechetinnen und Katecheten sowie Behördenmitgliedern sollen auch interessierte Gemeindeglieder

die Fragebögen ausfüllen und einschicken. Einsendeschluss am 30. Oktober 2018.

Im Bereich Religionsunterricht begleitet die Fachstelle Bildung die Katechetinnen und Katecheten unter anderem durch den Katechetiktag und durch Unterrichtshospitationen. Sie stellt die christkatholischen Lehrmittel zur Verfügung, sorgt für ökumenische Vernetzung mit den Katechetikfachstellen anderer Kirchen

und stellt im Rahmen von Katechetikkursen die Christkatholische Kirche vor.

Im Bereich Erwachsenenbildung bietet die Fachstelle Kurse für Gemeinden oder Regionen an. Sie beteiligt sich an ökumenischen Erwachsenenbildungsangeboten und berät Gemeinden in Fragen der Erwachsenenbildung. Für die Zukunft plant sie, auch Bildungsreisen durchzuführen.

www.christkatholisch.ch/fachstellebildung